

VII. Die Differenz der Schrift.

Jacques Derridas Dekonstruktion

Ursprungslosigkeit

Es mag zunächst überraschen, im Rahmen einer Medientheorie auf Derrida einzugehen. Da Medientheorie jedoch eine Reflexion auf die Materialität von Zeichen resp. Kommunikation bedeutet und grundsätzlich die Vorstellung von Unmittelbarkeit und Präsenz ausschließt, gehört die Dekonstruktion Derridas in den engeren Zusammenhang einer literaturwissenschaftlichen Medientheorie. Die Dekonstruktion basiert auf einer differenzlogisch untermauerten Behauptung der Unmöglichkeit von Präsenz. In Auseinandersetzung mit der Phänomenologie Edmund Husserls dementiert Derrida jede Möglichkeit, einen Ursprungsort von Erkenntnis einnehmen zu können. Husserl versuchte, Erkenntnis im stetigen Rückgang auf die Anschauung der „leibhaftig“ vorhandenen Sache zu konstituieren. Die zugrunde liegende Vorstellung von „lebendiger Gegenwart“ resultiert bei Husserl aus einer komplexen Bewegung, in der eine Retention auf die Vergangenheit mit einer Protention auf die Zukunft verschränkt wird und die Gegenwart sich gewissermaßen als Differential ergibt:

Das dem Bewußtsein zuerkannte Privileg bedeutet also das der Gegenwart zuerkannte; und selbst wenn man so eingehend wie Husserl die transzendente Temporalität des Bewußtseins beschreibt, ist es doch die ‚lebendige Gegenwart‘, der die Fähigkeit zur Synthese und zum unaufhörlichen Sammeln der Spuren eingeräumt wird.⁹⁷

Dem widerspricht Derrida vehement. Weder die „Leibhaftigkeit“ noch die „lebendige Gegenwart“ können, so Derrida, den konstruktiven Ort für Erkenntnis stellen, weil sie selbst einer umfassenden Differenz unterliegen. Jede Gegenwart ist

von Anfang an gegen sich selbst verschoben, so dass die Formulierung „Ursprung“ eine paradoxe Notwendigkeit darstellt, das zu bezeichnen, was sich nicht bezeichnen lässt und was immer schon Folge von etwas Vorgängigem ist. Im ersten Teil der *Grammatologie* operiert Derrida mit dem Begriff der „archi-écriture“, der „Urschrift“, im Sinne eines Begründungszusammenhangs von Schrift. Um die daran geknüpfte Assoziation einer transzendentalen Möglichkeitsbedingung von Schrift wieder ein Stück zu relativieren, spricht er im zweiten Teil der *Grammatologie*, der sich konkret mit Texten Rousseaus auseinandersetzt, vorsichtiger von „Textualität“.⁹⁸ Denn es geht Derrida weniger um eine transzendente Ableitung der Schrift als darum zu zeigen, dass jeder Ursprung gegen sich selbst verschoben ist und dass jede Annahme eines solchen ebenso notwendig wie vorläufig ist. Dennoch ist ein Widerspruch unübersehbar: „Derrida setzt sich dem Vorwurf aus, mit der ‚archi-écriture‘ ein ‚transzendentes Signifikat‘ zu konstruieren. Das hieße, dass ‚archi-écriture‘ letztlich ein Signifikat trägt, das vom Signifikanten getrennt und dem ‚Spiel des Bezeichnens‘ entzogen bliebe. Die universale Aussage rekonstituiert das transzendente Signifikat, das sie destruieren will.“⁹⁹ Der Widerspruch geht über in eine paradoxe Theorieanlage. Und nur in paradoxer Wendung kann der Aufschub als einzig mögliches Ursprüngliches festgeschrieben werden: „Den Aufschub als ursprünglich zu bezeichnen, heißt zugleich den Mythos eines präsenten Ursprungs auszustreichen. Deshalb muß ‚ursprünglich‘ *als ausgestrichen* verstanden werden, widrigenfalls leitete man den Aufschub aus dem vollen Ursprung ab. Die Ursprungslosigkeit ist es, die ursprünglich ist.“¹⁰⁰

Es deutet sich in diesem Zitat bereits eine Zweideutigkeit an, die darin zur Erscheinung kommt, dass etwas bezeichnet und gleichzeitig durchgestrichen wird. Einer der Hauptangriffspunkte dieser Weigerung ist der Begriff des Subjekts. Ähnlich wie etwa gleichzeitig Michel Foucault und Roland Barthes kehrt Derrida die Begründungsfunktion des Subjekts in der traditionellen Metaphysik und Erkenntnistheorie um.

Barthes behauptet den Tod des Autors (vgl. unten S. 88); Foucault behandelt Diskurse als Positionsbestimmungen von Subjektivität (vgl. unten S. 73). Gleichlautend heißt es bei Derrida: „das Subjekt wird nur *bedeutend* (generell durch Sprechen oder andere Zeichen), wenn es sich in das System von Differenzen einschreibt.“¹⁰¹

Die Äußerlichkeit der Schrift

Die dekonstruktive Zweideutigkeit ist Effekt der Unmöglichkeit, ein Außen benennen zu können. Die Dekonstruktion der Phänomenologie muss, so Derridas Metapher, diese „durchqueren“, ihre Begriffe gebrauchen und durchstreichen, ohne ein eigenständiges theoretisches Begriffssystem dagegen stellen zu können. Um die transhistorische Geltung der Differenz kenntlich zu machen, hat Derrida bekanntlich den Neologismus „différance“ geprägt und explizit als eine „mediale Form“¹⁰² konzipiert, die selbst nicht als Differenz erscheint, sondern die Möglichkeitsbedingung von Differenz meint. Sie äußert sich in „Spuren“, die stets differieren. Die Spur meint nichts Existentes, sondern nur „das Simulacrum eines Anwesens, das sich auflöst, verschiebt, verweist, eigentlich nicht stattfindet“¹⁰³ und in dem Augenblick, wo es zum Zeichen einer Struktur wird, sich selbst wieder prozessual verflüchtigt.

Da Derrida jedes Handeln als durch kulturelle Zeichen codierten Akt versteht, wird das Zeichen bzw. die Bezeichnung zum paradigmatischen Funktionsfeld der Dekonstruktion. Das Zeichen wird zum exemplarischen Fall des Aufschubs und des Umwegs von Gegenwart. Anders gesagt ist Gegenwart nur als Zeichen erfahrbar und damit immer schon gegen sich selbst verschoben, denn das Zeichen hat kein Außen. Derrida verknüpft diesen grundlegenden Bruch mit der Funktion der Zeichengebung. Jede Schrift baut eine unüberwindliche Barriere zum Referenten auf. Sie erzeugt eine in sich selbst geschlossene, selbstreferente Zeichenwelt,

die sich nicht auf eine außertextuelle Wirklichkeit, sondern auf sich selbst und/oder einen anderen Text bezieht. Jeder Versuch, die Differenz zwischen Text und Kontext zu umgehen, verfehlt den Text notwendig und verweist damit ex negativo umso nachdrücklicher auf die selbstreferente Funktion der Schrift zurück. Der Weg in den „Bereich des reinen Signifikats“¹⁰⁴ ist versperrt. Der Text ist nur im differentiellen Spiel des Signifikanten zu haben. Und das räumt der Lektüre einen prominenten Platz ein, denn nur in einer je konkreten, so nicht wiederholbaren Lektüre ergibt sich jene Spur, die Derrida als Effekt der Differenz markiert hat.

Die Richtung auf den einzelnen Text und die einzelne Interpretation hat Jonathan Culler benannt:

In diesem Sinne enthüllt die Dekonstruktion die Unmöglichkeit jeder Literatur- oder Diskurswissenschaft und führt die Kritik wieder zur Aufgabe der Interpretation zurück. Statt literarische Werke zur Entwicklung einer narrativen Poetik zu verwenden, wird der Kritiker einzelne Romane untersuchen, um herauszufinden, wie diese der narrativen Logik widerstehen oder sie subvertieren. Die geisteswissenschaftliche Forschung, die der Strukturalismus auf umfassende systematische Projekte festzulegen versuchte, sieht sich jetzt gezwungen, zum *close reading* zurückzukehren, zum ‚sorgfältigen Entwirren einander bekämpfender Bedeutungskräfte im Text.¹⁰⁵

Die oben bereits erwähnte Aussage aus der *Grammatologie*, der Text habe kein Außen, steht nicht zufällig im Zusammenhang mit dem Akt der Lektüre. Sie ist bekanntlich auf Rousseaus *Confessions* bezogen, einen Text, der als autobiografischer prinzipiell Referenz unterstellt. Sie trifft aber auf jeden literarischen Text zu:

Selbst wenn die Lektüre sich nicht mit der Verdopplung des Textes begnügen darf, so kann sie legitimerweise auch nicht über den Text hinaus- und auf etwas anders als sie selbst zugehen, auf einen Referenten (auf eine metaphysische, historische, psycho-biographische

Realität) oder auf ein textäußeres Signifikat, dessen Gehalt außerhalb der Sprache, das heißt in dem Sinn, den wir diesem Wort hier geben, außerhalb der Schrift im allgemeinen seinen Ort haben könnte oder hätte haben können. Aus diesem Grund hängen auch die methodologischen Überlegungen, die wir an einem Beispiel vorbringen, aufs engste mit jenen allgemeinen Feststellungen zusammen, die wir weiter oben ausgearbeitet haben; Feststellungen, die sich auf die Abwesenheit des Referenten oder des transzendentalen Signifikats beziehen. *Ein Text-Äußeres gibt es nicht.*¹⁰⁶

Mit der Einführung der Lektüre als variablem, textkonstitutivem Akt deutet sich innerhalb der Dekonstruktion ein beweglicher Begriff des Textes an. Derrida verortet die Lektüre zwischen zwei Extremen, die sie vermeiden muss. Das eine wird durch bloße Verdopplung, also Nachschrift, markiert, das andere durch referentialisierende Fixierung. Zwischen beiden etabliert sich die Lektüre als semiologische Strategie, den Text aufzufächern, zu disseminieren, und jedenfalls in eine multiple Form zu bringen. Den einen prinzipiell unzugänglichen Text transformieren die Lektüren in eine Folge von Texten bzw. Lesarten, die den Vorzug haben, zugänglich zu sein, aber den folgeschweren Nachteil, den Text notwendig zu verfehlen und zu verfälschen. Der Text verliert im Vollzug der Lektüre seine Festigkeit und erhält den Status eines generativen Zeichenensembles, das eine prinzipiell unendliche Menge von Lektüren ermöglicht. Die Paradoxie vor allem des literarischen Textes in der Dekonstruktion ergibt sich aus seiner grammatologischen Eigenart, kein Außen und mithin keinen Referenten zuzulassen, gleichzeitig aber mit einem luxuriösen Sinnangebot in jeder Lektüre Bedeutungszuweisungen zu provozieren, die notwendig ein Textäußeres, Referenz, herstellen.¹⁰⁷ So entkommt keine Lektüre der textuellen Falle, Fehllektüre zu sein oder zu werden. Bei allem Sinnüberschuss sichert sich der Text im Sinne der Dekonstruktion seine nicht überschreitbare Unlesbarkeit, so oft und so geschmeidig er auch gelesen werde. Der Aspekt der Fehllektüre tritt zwar in den Schriften Paul de Mans stärker in

den Vordergrund; er ist aber bereits für die Dekonstruktion Derridas konstitutiv.¹⁰⁸

Die Behauptung, der Text habe kein Außen, meint auch, dass Texte sich immer wieder nur auf Texte beziehen. Sie bedeutet also keineswegs, dass der Text ein geschlossenes homogenes Feld absteckt, sondern dass er nur als intertextuelle Spur zu begreifen ist. Die Dekonstruktion steht im engen Zusammenhang mit der Begründung einer poststrukturalistischen Theorie der Intertextualität, die vor allem mit Julia Kristeva, einer Schülerin Roland Barthes', verbunden ist. Anknüpfend an Michail Bachtins Vorstellung von Dialogizität gebraucht sie den Begriff „Intertextualität“ erstmals 1967. Vor allem in ihrer Schrift *Sémiotikè. Recherches pour une sémanalyse* (1969) entwickelt sie eine Theorie der Intertextualität, die den Text als Mosaik von Zitaten und als Absorption und Transformation anderer, vorgängiger Texte konzipiert. Text heißt dann immer Textuniversum. Die Niederschrift eines Textes besteht genau genommen in einer Fort- und Umschrift anderer Texte; und die Lektüre eines Textes orientiert sich am Aufspüren von Spuren der Tradition. In dieser allgemeinen Fassung von Intertextualität – für die neben Derrida und Kristeva etwa auch Barthes und Harold Bloom stehen – verliert auch die Rede vom Autor eines Textes seinen Sinn; denn zum eigentlichen Autor avanciert der Text selbst bzw. Textualität im Sinne von Derridas Begriff der „différance“.

Neben dieser starken Fassung von Intertextualität hat sich in den 1980er Jahren auch eine schwächere, stärker an einer texttheoretischen, aber auch historischen Differenzierung ausgerichtete Fassung von Intertextualität herausgebildet. Sie ist eng mit Gerard Genettes Begriff des Palimpsestes und einer Ausdifferenzierung verschiedener intertextueller Relationen verbunden.¹⁰⁹ Zu unterscheiden sind dann etwa prätextuelle; transtextuelle, architextuelle etc. Beziehungen. Der Begriff des Palimpsestes meint in der Handschriftenkunde einen Text, der auf einem bereits beschriebenen Pergament oder Papier geschrieben ist, also eine Art Auf- oder Überschrift. In metaphorischer Übertragung macht Genette daraus das Porträt des Inter-

textes, eines Textes, zwischen dessen Zeilen – mehr oder weniger markiert – ein anderer oder ein ganzes Archiv von Texten durchschimmert. Weitergeführt wurden diese Überlegung im deutschen Kontext etwa von Karlheinz Stierle, Manfred Pfister und Ulrich Broich. Kennzeichnend für beide Fassungen von Intertextualität ist, dass sie über reine Einfluss- oder Quellenforschung von Einzeltexten hinaus theoretischen Grundannahmen des Textes verpflichtet sind, die die mediale Verfasstheit von Texten in einer unhintergehbaren intertextuellen Verweisstruktur oder Vernetzung sehen.

Es ergeben sich aus Derridas Konzept der Dekonstruktion des Textes eine Reihe von ungelösten, aber auch schwierig zu lösenden Problemen. Eines betrifft die Relation von Lektüre(n) und Text mit der angeschlossenen Schwierigkeit, die Tragfähigkeit bzw. Akzeptanz einer Interpretation zu ermitteln.¹¹⁰ Und diese Schwierigkeit ist keinesfalls erledigt mit dem Hinweis auf die Möglichkeit des Rückgangs zum Text und mit dem Verweis auf die Grenzen des Textes, denn die Bestimmung der Grenzen des Textes in der Lektüre ist gerade das Problem. Hiermit eng zusammen hängt die Frage nach der Beziehung von selbstreferenten Strategien des Textes und seinen referenten Bedeutungseffekten. Wenn es bei aller selbstreferenten Hermetik eine zentrale semiotische Funktion des literarischen Textes ist, Referenz zu erzwingen, dann ist es auf Dauer eine unbefriedigende Lösung, diese als Irrtum und Unmöglichkeit abzutun und sofort wieder in den sicheren Hafen der Selbstreferenz zurückzukehren. Es ist entsprechend leicht vorhersehbar, dass die dekonstruktive Lektüre eines mit hohen selbstreferenten Voraussetzungen versehenen Textes weitaus wahrscheinlicher ist, als diejenige eines explizit operativen, eines realistischen oder eines auf direkte Körpereffekte abzielenden Textes. Ebenfalls leicht vorhersehbar ist, dass das Ergebnis einer dekonstruktiven Lektüre im Nachweis der Unlesbarkeit des Textes besteht. Die dekonstruktive Totalisierung des Textes verhindert, selbstreferente und referente Effekte in einem relationalen Zusammenspiel zu erproben und auf historische Veränderungen zu befragen.

Der Status der *différance*. Text und Hypertext

Es ergibt sich hieraus die weitreichende epistemologische Frage an die Dekonstruktion Derridas, ob die „*différance*“ als eine universale, d.h. transhistorische Figur der literarischen Semiotisierung zu verstehen ist oder nur als Effekt einer bestimmten, historisch ausgebildeten Form literarischer Textualisierung, der auf Linearität programmierenden alphabetischen Schrift, wie sie sich seit den protohebräischen und -griechischen Linear A und B gegen die ‚Lebendigkeit‘ der Stimme¹¹¹ und gegen die ‚irrationalen‘ Knäuel der Bilder und Piktogramme durchgesetzt hat.¹¹² Vielleicht hat die Dekonstruktion mit dem Ende der sog. Klassischen Moderne ihren hauptsächlichen Bezugstext verloren, jenen Text nämlich, der seine basale selbstreferente Verschleifung von Sinn hinter einer Fassade von Referenzangeboten verdeckt und deshalb der Dekonstruktion bedarf, um die semio- bzw. grammatologische Paradoxie zu demonstrieren. Die tragischen Implikationen dieser unausweichlichen und unauflösbaren Paradoxie spielen ja offensichtlich in den postmodernen Texten keine Rolle. Das Prinzip der Sekundarität von Sinn ist umgekehrt zur zentralen Spielregel geworden, und die kontingente Vermischung von Sinn und Unsinn, Information und Rauschen wird fröhlich und offen zelebriert.

Mit der Aufgabe der Linearität der Schrift im Hypertext ist eine ähnliche Verlagerung verbunden. Sie geht mit einer Hybridbildung von Text und Bild einher, die für die gesamten computergestützten Neuen Medien charakteristisch ist. Wenn man die Annahme teilen will, dass der alteuropäische literale Zwang zur Linearität in den Hypermedien in kontingenten Informationsnetzen aufgelöst wird, dann bedeutet das auch eine Abkehr von jenem Logo- bzw. Phono-zentrismus, der der Hauptangriffspunkt der Dekonstruktion war:

Im Hypertext wird der Sinn auf eine Weise *externalisiert*, die das hermeneutische Konzept eines Überlieferungsgeschehens, in dem

historisch situativ generierter Sinn sich schrittweise entbirgt, endgültig erledigt, weil jetzt die latente Vielfalt des Sinns in einer manifesten Verzweigungsstruktur zur Darstellung kommt.¹¹³

Man kann mit Norbert Bolz feststellen, dass von den fragmentarischen Romanen der Romantik bis hin zu den *Mille Plateaus* von Gilles Deleuze und Félix Guattari oder der Baurespektive Zettelkastenstruktur von Luhmanns Theorie sozialer Systeme alle Hypertext-Strategien, solange sie in Buchform publiziert werden, die Linearität und Konsekutivität des Textes nicht wirklich aufheben. Luhmanns Traum von einem nichtlinearen Arrangement seiner Theorie ließe sich allenfalls jenseits der Buchdeckel in einem hypertextuellen Computer- bzw. Internetmedium realisieren:

Anspruchsvolle Theorien lassen sich aber nicht [...] serialisieren. Sie sind sozusagen mehrgipflige Unternehmungen. Daraus folgen Arrangier- und Vertextungsprobleme, die sich nicht mehr optimal lösen lassen. [...] Schön wäre es, wenn man diese leicht labyrinthische Theorieanlage in Büchern abbilden könnte, die sozusagen zweidimensional angelegt sind, also mehrere Lesewege eröffnen. Aber das würde gar nichts nützen, da man die Texte unterschiedlich schreiben müsste je nach dem, auf welchem Weg der Leser zu ihnen gelangt.¹¹⁴

Zur Ausbildung „virtueller Navigationsperspektiven“¹¹⁵ kann es im Buchmedium nicht kommen, denn diese existieren eigentlich „nur on-line“¹¹⁶ und sind deshalb so flüchtig, dass sie mit ihrem habituellen Ende, ohne Spuren zu hinterlassen, wieder ausgelöscht sind. Ob sich Ted Nelsons anarchischer Traum einer vollständigen hypertextuellen Subversion aller an der traditionellen literarischen Kommunikation beteiligten Instanzen, vom Autor über Rechtsverhältnisse bis hin zur Papierkopie, und einem unbeschränkten Zugang jedoch realisieren wird, darf man zunächst jedenfalls noch bezweifeln.¹¹⁷ Wenigstens das Rechtssystem wird peinlich darüber wachen, dass weiterhin literarische Textdokumente, Schriftsätze, erstellt, kopiert und archiviert werden.